

Wie geht es weiter?

Podiumsdiskussion zum Abschluss des Symposiums „Biblische Radikalitäten – Zur Aktualität der Theologie Friedrich-Wilhelm Marquardts“

Bonn, Sonntag, 13. 7. 2008

Dick Boer:

Wir kommen jetzt zum Schluss unserer Tagung und kommen auch zu der wichtigen Frage, wie es weitergehen soll. Die Frage, wie es weitergeht, ist nicht identisch mit der Frage: Was hätte Friedrich-Wilhelm Marquardt jetzt gesagt? Es ist unsere Aufgabe, darüber nachzudenken, wie wir das, was er uns gelehrt hat, weiter führen, weiter denken, weiter praktizieren. Und wir haben uns jetzt zwei Gesprächsrunden vorgestellt. In der ersten Runde sollen nur vom Podium Fragen beantwortet werden. Und in der zweiten Runde hoffen wir, dass wir noch Zeit genug haben, zu einem echten Gespräch zu kommen.

Die erste Frage ist die, die eigentlich am Anfang der Tagung stand: Gibt es eine innere Verbindung zwischen Judentum und Sozialismus? Ob wir mit dieser Verbindung weiterarbeiten können oder nicht.

Die zweite Frage haben wir so formuliert: Was ist die „Lebensverbindlichkeit“, in der wir uns heute befinden? Und was ist in dieser Lebensverbindlichkeit die Relevanz von Marquardts Theologie, noch immer, heute erst recht oder in Zukunft?

...

Die Podiumsteilnehmer sind Andreas Pangritz, Coen Wessel, Barbara Meyer und Peter Winzeler. Mein Name ist Dick Boer und ich werde versuchen, das Ganze zu moderieren.

Jetzt beginnt die erste Gesprächsrunde, und ich bitte Barbara Meyer, etwas zu diesen Fragen zu sagen.

Barbara Meyer:

Zu Judentum und Sozialismus in vier Schritten: Zunächst positiv und harmonisierend zum Einstieg, dann werde ich den Zusammenhang dekonstruieren und drittens noch einen Aspekt hinzunehmen und viertens neu interpretieren.

Zunächst ist es einfach, von der Bibel her den Zusammenhang Judentum und Sozialismus als zwei christliche Aufgaben zu harmonisieren. Die eine ist die

partikulare besondere Aufgabe, und die andere die allgemeine Aufgabe in der Welt. Christen sind berufen zur besonderen Beziehung zum Judentum, und sie sind berufen zu einem allgemeinen Engagement für Gerechtigkeit.

Zweitens [jedoch] ist diese Einteilung und Harmonisierung nicht wirklich sinnvoll. Wenn wir die Hierarchien der Verbindlichkeiten für Christen auseinandernehmen und uns orientieren an den biblischen Verbindlichkeiten, dann ist klar, dass zwischen Judentum und Sozialismus eine Verbindung besteht, weil sich Friedrich-Wilhelm Marquardt mit beiden Themen in Hinblick auf den Lehrer Karl Barth beschäftigt hat. Und ansonsten sind es zwei vollkommen verschiedene Dinge, die weder in der Größenordnung noch in irgendeiner Kategorie, auch nicht als Aufgaben zu parallelisieren wären. Die Bibel führt Christen und Christinnen unmissverständlich zum Volk Israel. Der Sozialismus ist ein Ismus, eine Chiffre, ein Interpretament, ein System, das harmonisiert werden kann mit bestimmten Gerechtigkeitsforderungen der Bibel, die auch mit anderen Ismen ausgedrückt und zusammengefasst werden könnten. Es ist also nicht sinnvoll, dem Sozialismus hier als Metapher, als Ismus, als Kategorie, als Begriff eine derart hohe Bedeutung einzuräumen.

Wenn wir einen weiteren Ismus einführen wollten als eine dauerhafte Verbindlichkeit, dann würde ich doch dafür plädieren – „Sei eine Frau und folge mir nicht nach!“ –, den Feminismus hinzuzufügen statt des Sozialismus als kritischere Form, als konkretere Form, als eine Hermeneutik, die weitere Kritiken mit sich führt, die auch globaler ist und auf weitere Unterdrückung hinweist und das Augenmerk lenkt, die auch weniger idealistisch inzwischen ist als der Sozialismus. Es ist nicht von einem essentiellen Feminismus die Rede, der von irgendeiner Wertigkeit eines der beiden Gender ausgeht, sondern an der Gleichberechtigung orientiert ist und die Frage, die uns auch mit dem Judentum beschäftigt, der Gleichberechtigung und der Liebe zum Unterschied noch einmal anders und viel schöner und erotischer herausfordert als ein Sozialismus.

Viertens: Mit Lévinas können wir doch noch mal die, die jetzt enttäuscht sind, weil sie den Sozialismus lieber gewonnen haben als den Feminismus trösten und verbinden und ihn als Interpretament verwenden. In der Lévinas'schen Sprache, in dieser Übersetzung ist die Hinwendung zum Judentum als christliche Aufgabe eine Aufgabe, für die Andersheit des anderen Verantwortung zu übernehmen, und diese Sprache der Andersheit von Lévinas – vielleicht wird sie inflationär benutzt – ist hier

aber sinnvoll und wertvoll, weil sie die besondere und die unaustauschbare Beziehung sowohl deutlich macht als auch die nicht selbst gewählte, sondern die vorgegebene deutlich macht. Das ist das wichtigste Moment bei diesem Verantwortungsdenken von Lévinas, das nicht auf der eigenen Entscheidung beruht, sondern das immer der eigenen Entscheidung schon vorausgeht. Sozialismus als Chiffre wäre hier in der Lévinas'schen Sprache die Spiritualität, die sich an den materiellen Bedürfnissen des anderen orientiert, und Lévinas sagt es noch viel radikaler: „Meine Spiritualität sind die materiellen Bedürfnisse des anderen.“

Peter Winzeler:

Ich möchte zwei oder drei Vermittlungsglieder zwischen Judentum und Christentum und Sozialismus nennen die mir wichtig sind biographisch, weil ich damit meine Bekanntschaft mit Friedel Marquardt verbinde in einer Arbeitsgruppe eines Gollwitzer-Seminars mit dem Titel „Theologie und Historischer Materialismus“. Und was haben wir gemacht? Wir haben die Schriften der Sozialisten von Friedrich Engels, Rosa Luxemburg usw. über das Urchristentum gelesen und uns darüber unterhalten, was das für eine Bedeutung hatte in der Arbeiterbildung und überhaupt in der Entstehung von sozialistischem Bewusstsein.

Und was haben die Sozialisten selber gesehen als Vermittlung zum Judentum? Es gab in der Alten Welt neben dem Judentum und dem Mithraskult eigentlich nur das Christentum als ein einigendes Band eines ökumenisches Bewusstseins der vielen Völkerschaften, die da verwurstet wurden in diesem Imperium. Und das Christentum hat gewonnen gerade als Vermittlung zum Judentum. Das Judentum allein hätte das nicht geschafft. Und in diesem Kontext konnte man doch von dem sogenannten Urkommunismus, von der Ökonomie des Teilens nicht einfach absehen. Karl Kautsky hat damals von einem Konsumkommunismus gesprochen ohne eine produktive Basis. Rosa Luxemburg aber sprach von einem Gebrauchskommunismus: Also man teilt nicht nur die Konsumgüter, sondern auch die Produktionsmittel, ob man sie besitzt oder nicht. Und davon ist auch das Neue Testament voll. Und wenn man diesen Vermittlungen nachspürt, dann kann man es doch nicht für ganz zufällig halten, dass im 19. Jh. diese Verbindung wieder gesucht wird.

Und das letzte Moment, das ich nennen wollte, das sind die Essener. Wir sprechen viel vom Antijudaismus des Neuen Testaments, aber das größte Verbrechen der neutestamentlichen Wissenschaft seit 50 oder 100 Jahren ist die Vertilgung der Essener als Basis. Und darüber hat Karl Kautsky ein Buch geschrieben, und Karl

Kupisch hat es herausgegeben, und Marquardt hat großen Wert auf diese Edition gelegt. Er entdeckte, dass die Essener nicht nur geistig, sondern auch organisatorisch – das geht hinein bis in die Bischofsverwaltung; wenn man sich fragt, warum es bei Paulus schon Bischöfe gibt – diese Strukturen geschaffen haben; diese Strukturen sind alle von den Essenern übernommen. Und die Qumranforschung würde uns unendlich viel Material liefern, wie aus den Essenern beide Zweige entstehen, Christen und rabbinisches Judentum. Ganz viele Essener sind Christen geworden, deswegen haben sie keine historische Fortsetzung gehabt. Das würde also diese Vermittlung noch viel deutlicher machen, und bei Kautsky findet man dazu auch noch viel Material.

Coen Wessel:

Marquardt hat sich zum Judentum und zum Sozialismus gewendet als Reaktion auf die Krisen des 20. Jh.s. Das habe ich am Freitag abend gesagt, und das halte ich noch immer für ausschlaggebend. Es gibt aber außerdem auch biographische und inhaltliche Verbindungen zwischen seinem Sozialismus und seinem [Interesse am] „Judentum“. Biographisch: Er hat erst einmal das zionistische Judentum kennengelernt. Dass dieses Judentum zum Teil auch sozialistisch war, hat es für ihn leichter gemacht, sich zum Judentum zu wenden. Im Laufe der Zeit hat er gelernt, dass es noch ein anderes Judentum als das zionistische gibt.

Für Marquardt hat es auch einen inhaltlichen Zusammenhang gegeben: Anfänglich gibt es für ihn diese Verbindungen unter dem Einfluss von Martin Buber, vielleicht hat es auch zu tun mit der Kombination von Erwartung und Diesseitigkeit in seiner Theologie. Aber es gibt auch eine Verbindung – und das ist bei Marquardt ganz originell – durch Marquardts Orientierung auf das Recht. Die Religion Israels ist eine Religion des Rechts und der Rechtspflege. Israel fordert immer das Recht, und das rabbinische Judentum ist eine Religion der Gebote. Marquardt empfiehlt gesellschaftlichen Bewegungen, sich viel mehr auf das Recht zu orientieren. Sozialismus sei dann eine Ausbreitung des Rechts. Es hat im Sozialismus immer einen starken Willen zur Macht gegeben, viel mehr als einen Willen zum Recht. Letzteres ist das, was Marquardt fordert.

Sehe ich eine Verbindung zwischen Judentum und Sozialismus? Es hat im Sozialismus immer ein messianisches Moment gegeben, aber ich weiß nicht, ob das spezifisch jüdisch oder christlich ist. Jedenfalls ist es eine Heilserwartung, die durchbricht ins Heutige. Außer diesem messianischen Moment und einer

allgemeinen Gerichtetheit auf Gerechtigkeit sehe ich keine Übereinstimmungen zwischen Judentum und Sozialismus. Als Lösung für die Probleme unserer Zeit fällt mir beim Wort Sozialismus nichts ein. Ich glaube, dass das Wort nur Verwirrung auslöst. Auch stehe ich sehr kritisch gegenüber jedem diesseitigen Messianismus. Ich denke, dass wir uns, vielleicht mit Marquardt, den Problemen und Krisen des 20. Jh.s zuwenden sollten.

Dick Boer:

... und des 21. Jh.s.

Andreas Pangritz:

Ich habe Micha Brumliks Warnung gehört – und ich denke, sie muss ernstgenommen werden. Ich will es jetzt etwas allgemeiner sagen: die Warnung vor Klischees, mit denen leicht gearbeitet wird und auf die man hereinfallen kann, und dass die Verbindung von Sozialismus und Judentum ein solches Klischee sein könnte. Ich will im Blick auf Friedrich-Wilhelm Marquardt auch noch ein Beispiel hinzufügen: Wenn es in dem ersten Band der Dogmatik, den *Prolegomena*, noch etwas blauäugig heißt: „Ich will jüdisch denken lernen.“ Was ist denn jüdisch denken? Kann man das definieren im Unterschied zu dem nicht-jüdischen Denken? Auch da könnte ein Klischee drinstecken, bei dem man schon weiß, was das denn ist. Und zum jüdischen Denken gehört dann eben auch der Sozialismus dazu. Dies habe ich alles gehört und will es auch wirklich ernstnehmen.

Aber dennoch denke ich – und im Schlussteil von Micha Brumliks Vortrag gab es ja einige Andeutungen in dieser Richtung: Wenn man jetzt nicht rein sozialwissenschaftlich argumentiert, wenn man Sozialismus nicht nur im engeren Sinn als die Bewegung des 19./20. Jh. versteht, wenn man einen weiteren Begriff von Sozialismus zugrunde legt, dann scheint es mir doch fast unbestreitbar, dass irgend etwas dran ist an dieser von Robert Raphael Geis im Blick auf Marquardts Barth-Rezeption suggerierten Verbindung. Ich sage es vorsichtig: Dass irgend etwas dran ist; und es wäre dann genau zu fragen: Was ist dran? Wenn man Sozialismus im Sinne von Geis als eine biblische Radikalität auffasst, braucht man m.E. nur die Bibel aufzuschlagen, und auf jeder Seite kann man, wenn man will, solche Verbindungen finden, die dazu führen, dass eine Israelorientierung der christlichen Theologie zugleich irgendwie auch eine Tendenz hin zum Sozialismus bekommen könnte.

Beispiel 1. Gebot: Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, dem Sklavenhaus, geführt habe. Bei dem Exodus aus Ägypten zieht ja auch viel nicht-

jüdisches Gemeng mit. Der Exodus bedeutet auch für Nicht-Juden insofern eine Befreiungsgeschichte, und diese Befreiungsgeschichte, der Dekalog, enthält nicht zuletzt auch den Schabbat. Wenn man so will, könnte man den Schabbat geradezu als die theologische Urzelle des Sozialismus bezeichnen. Also insofern denke ich: Irgend etwas ist dran – wie auch Leo Baeck gesagt hat: „Im Sozialismus wie im Christentum und im Islam kämpft das Judentum.“

Aber ich würde zugleich auch sagen: Auf dem Begriff Sozialismus würde ich gar nicht unbedingt insistieren. Wenn man eine Rechtsordnung einführt, die ihren Namen verdient, die eben auch das Sozialrecht mit einschließt, das Wirtschaftsrecht, mit einer wirklich gerechten Bedeutung, dann brauche ich den Begriff Sozialismus eigentlich nur noch aus historischen Gründen. Denn sonst wird es vielleicht schwierig wiederzuerkennen, dass das auch in einer Tradition steht, die irgendwann einmal Sozialismus hieß.

Ein Problem mit dem Begriff Sozialismus ist heute natürlich: Wo ist er eigentlich? Und das ist gerade auch im Vergleich zu Friedrich-Wilhelm Marquardt – der hat das noch mitgekriegt – eine Frage, die immer schwieriger wird. Der Sozialismus verschwindet aus der Weltgeschichte der letzten Jahrzehnte. So wie Karl Kupisch in seiner früheren Phase von Israel als „Volk ohne Geschichte“ unsinnigerweise geredet hat und irgendwie den Eindruck hatte: Israel ist irgendwie aus der Geschichte verschwunden, und das korrigieren musste – so ist jetzt umgekehrt der Sozialismus einmal eine gesellschaftliche Realität gewesen und man kann fragen: Wo ist er denn heute? Ist er nicht utopisch geworden? Womit er im Sinne von Friedrich-Wilhelm Marquardts theologischer Utopie nun überraschenderweise Gott näher gerückt wäre, da ja Gott selbst utopisch geworden zu sein scheint und keinen Platz mehr in der Herberge hier findet. Dann wäre der Sozialismus Gott näher gerückt und uns ferner gerückt. Friedrich-Wilhelm Marquardt – das haben wir gestern ja diskutiert, auch in seinen problematischen Aspekten – hat immer sehr auf dem „real Existierenden“ insistiert. Der Vorrang der Wirklichkeit, könnte man mit Miskotte auch sagen, war in all seinen problematischen und widersprüchlichen Aspekten ihm wichtig: dass Gott wirklich in die soziale Wirklichkeit eingegangen ist. Und deswegen teilweise auch diese befremdliche Orientierung oder das Ernstnehmen jedenfalls des real existierenden Sozialismus trotz seiner Probleme. Aber auch hier: Also die DDR, oder was sonst sich real existierender Sozialismus genannt hat, existiert nicht mehr, aber auch – darauf habe ich ja insistiert – der Staat Israel: In meiner Wahrnehmung ist er von Marquardt eben auch als ein real existierender Sozialismus wahrgenommen

worden. Der Staat existiert noch, aber was hat er mit Sozialismus zu tun? Auch hier ist der Sozialismus utopisch geworden. Insofern würde ich über Marquardt hinaus vielleicht doch fragen nach einer neuen Verhältnisbestimmung von Utopie als Möglichkeit und Wirklichkeit. Sozialismus ist utopisch geworden, indem er eine unverzichtbare Möglichkeit immer noch geblieben ist, aber eine Möglichkeit für die es keine Wirklichkeit zu geben scheint – etwas zugespitzt formuliert.

Dick Boer:

Ja, das war die erste Fragerunde, als Auftakt. Die zweite Frage will ich noch mal wiederholen: Was ist die Lebensverbindlichkeit, in der wir uns befinden? Und was ist in dieser Lebensverbindlichkeit die Relevanz der Theologie Friedrich-Wilhelm Marquardts – immer noch, heute erst recht oder in Zukunft?

Barbara Meyer:

Zu den Lebensverbindlichkeiten: „Wird ein Mensch Christ, so begibt er sich in eine Lebensbeziehung mit dem jüdischen Volk.“ Das ist einer der schlichten Sätze von Marquardt, die wir leicht auswendig zitieren können: Wird ein Mensch Christ, so begibt er oder sie sich in eine Lebensbeziehung mit dem jüdischen Volk. Diese Beziehung ist verbindlich, und sie ist unkündbar, wie der Bund auch nicht gekündigt wird. Es handelt sich hier nicht um eine Möglichkeit christlicher Orientierung – ein interreligiöser Dialog, der dem anderen vor- oder untergeordnet werden kann – sondern es ist vielmehr eine Minimalbestimmung: Wird ein Mensch Christ, so begibt er sich in eine Lebensbeziehung mit dem jüdischen Volk. Ich sehe es als weiterführende Aufgabe, diese Lebensverbindlichkeit in ihrer Verbindlichkeit zu konkretisieren als mindestens dreifach ökumenische Aufgabe – als die große ökumenische Frage hat es Barth bezeichnet im Blick auf das Judentum. Es ist eine große innerökumenische Gemeinsamkeit zwischen Katholiken, Reformierten und sogar Lutheranern, die mit denselben Texten diese Lebensverbindlichkeit auslegen und hier eine große, ökumenische Gemeinsamkeit finden, die vielleicht relevanter ist als alle ihre trennenden theologischen Diskussionen.

Es ist auch eine ökumenische Aufgabe im Blick auf alle Orte, an denen Jesus außer Landes gegangen ist und an denen wir Jesus sich selbst haben entfremden lassen, wo auch eine Verantwortung besteht, die wir erst beginnen wieder zu formulieren, so dass wir Jesus nicht mehr parallel zu einem Paulus, „dem Endlöser der Gesetzesfrage“, als „Endlöser der Rechtsfrage“ haben, sondern indem wir hier Verantwortung übernehmen und eine Jesusinterpretation versuchen aufzurichten,

die einem Frieden zwischen Israel und allen Völkern hilft. Das ist die ökumenische Aufgabe, die global ist und über die wir gestern abend nachgedacht haben. Diese Lebensverbindlichkeiten ökumenisch zu konkretisieren, sehe ich als die wichtigste weitere Aufgabe im Sinne vor allem der Christologie von Friedrich-Wilhelm Marquardt, in der wir für Jesus Verantwortung übernehmen, für die Verfremdung von Jesus, und indem wir uns hier auch erinnern an unser eigenes Verschiedensein von Jesus, der immer ein anderer ist als die, die sich christlich nach ihm benennen.

Peter Winzeler:

Lebensverbindlichkeiten – ich habe mich gefragt: Wo bin ich in der Disziplin von Marquardt gerufen in Verbindlichkeit des Denkens, des Analysierens? Nicht nur des Lebens, des Einkaufens, des sich Organisierens. Wie hat sich meine Sehweise verändert? Und ich würde sagen: Wir sind durch den Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus, wir sind durch die Globalisierung wieder in eine unchristliche Situation gekommen des Völkergemisches, der Aufstände, der Hungerrevolten. Auch der urchristlichen und millenaristischen Sekten, die ja wie Fliegen aus Armensümpfen hervorkommen und auch die Kirchen überfluten – die lateinamerikanischen Befreiungsbewegungen sind längst schon fast überwuchert von den millenaristischen Sekten. Und was heißt das, bei Marquardt in die Schule gegangen zu sein? Überhaupt das Lernen mit der Tora. Es ist eine Disziplin, dem Antijudaismus nicht Folge zu leisten.

Ich hatte mir notiert: Israel ist für mich immer noch und stets wieder Spiegel für das, was wir, die Christen und die Kapitalisten, in aller Welt tun. Wenn also die Weltpresse und die Kameras auf den Terror und die Anschläge in Israel gerichtet sind, können Sie sicher sein, dass das Weltkapital gerade einen vernichtenden Feldzug irgendwo in Afrika oder Asien plant. Und es schlägt zurück auf Israel. Israel ist der Seismograph, die große Wetterstation, die sagt, was ist. Die einzelnen Verästelungen zu analysieren, zu sagen, wie hängt das zusammen? Sind wirklich die Neokonservativen in Washington eine Schutzmacht für Israel? Nein, natürlich ist das keine Schutzmacht für Israel! Es ist ja auch keine moralische Weltmacht mehr. Und ich glaube, auch Marquardt hat schon lange daran gezweifelt, ob Amerika wirklich diese Schutzmacht sein kann; ob es nicht gerade so etwas wie den Aufbau einer neuen Schutzmacht braucht, die von unten kommt, die ökologisch ist und den Sozialismus beerbt und transformiert. Also der Realsozialismus war in der Tat lange Zeit eine wirkliche Hilfe und Schutzmacht für Israel. In diesen Transformationen

Klarheit des Denkens, des Bewusstseins zu behalten, nicht falsche Fronten zu beziehen und nicht auf Israel zu projizieren, was wir zunächst einmal bei uns selber, in unserem eigenen Hinterhof zu entdecken hätten.

Dann, muss ich sagen, ist die Liturgie ein Platz dieser Disziplin. Da merke ich, dass ich unheimliche Konflikte bekomme. Ich muss es gar nicht sagen. Ich sage selten in Biel: Wir müssen unser Verhältnis zum Judentum ändern. Sondern ich gestalte die Liturgie anders, und das nervt gewisse Leute. Und es gab schon die Frage im Kirchgemeinderat, ob man eigentlich das Alte Testament noch weiter lesen sollte, oder ob nicht die Zeit auch mal vorbei sein könnte – so wie die Zeit des Realsozialismus. Also Liturgie. Und dann muss ich manchmal den Sozialismus chiffrieren, muss ihn verhüllen. Ich sage Dinge, die sozialistisch sind, aber ich sage nicht, dass sie sozialistisch sind. Sondern ich sage, dass das jetzt Thema ist oder dass das in der Bibel steht. Und manchmal kann ich sozialistische Bewegung dann auch in meiner Umwelt entdecken und die Leute darauf ansprechen.

Und ein letzter Punkt ist die Landwirtschaft: Ich komme aus dem Bieler Seeland, das ist das Holland der Schweiz mit riesigen Gemüsekulturen. Und dieses Blüteland ist akut bedroht durch die WTO, durch die Deregulierung, den Abbau der Zölle. Wir wissen nicht, ob es das in zehn Jahren noch geben wird oder ob wir dann nur noch von eingeflogenen Lebensmitteln leben werden. Es ist also ein ganz existentieller Kampf. Und im Moment bin ich da dran, Verbindungen zu knüpfen mit unseren Fachstellen. Wir haben eine ziemlich starke ÖME-Bewegung (Ökumene, Entwicklungszusammenarbeit und Mission in einem Bündel). Und ich versuche, auch im Arbeitsbewusstsein, im Konsumentenbewusstsein etwas zu verankern von der Wichtigkeit dieses Zusammenhangs: Was essen wir eigentlich? Und da sind wir wieder ganz logisch bei Marquardts noahitischer Frage: Was essen wir eigentlich?

Coen Wessel:

Ich bin Pfarrer, und es ist wichtig für mich, das christliche Leben, die christliche Identität meiner Gemeindemitglieder zu stärken, damit sie wissen in welcher Hoffnung sie sich befinden, oder: damit sie ihre Augen auf dem Herrn haben (könnte man mit dem Psalm sagen). Ich habe in den letzten Jahren versucht, Marquardts Konzept der evangelischen Halacha praktisch auszuarbeiten, nicht ethisch – sondern kultisch. Sie wissen: Es gibt ethische Gebote und es gibt kultische Gebote, wie wir heute morgen auch noch im Gottesdienst gehört haben. Wir sollten durch unsere Handlungen für uns eine Welt stiften, in der wir uns auf Gott hin orientieren, und

diese Welt soll uns dann wieder auch auf Gott hin orientieren, als etwas von außen, das uns bei Gott hält. Und als kleinen „Unterteil“ dieser evangelischen Halacha habe ich das Taufhemd erfunden. Nicht das Taufhemd, in dem man getauft wird – das gibt es schon –, sondern ein Hemd aus Leinen, das man jeden Tag unter seiner Kleidung trägt. Und das enthält dann Symbole, die auf Christus und auf die Taufe hinweisen. Und man trägt es als Unterkleid, vergleichbar mit dem jüdischen kleinen Talit. Man trägt es, so dass man jeden Tag beim Anziehen realisiert: Ich bin bekleidet mit Christus. Das ist eine ganz kleine praktische Ausarbeitung dieses Begriffs.

Neben dieser ganz praktischen Ausarbeitung gibt es auch eine mehr haggadische Durchwirkung der Arbeit Marquardts: Ich lese sie immer gern, jedes Studieren bringt einen zu einer Haltung, und das erfahre ich stark bei dem Durchlesen seiner Texte.

Drittens: In seiner Hermeneutik sagt Marquardt: Gehe zu den Juden und lerne von ihnen! Ich gehe nicht nur zu den Juden, aber ich gehe auch zu den Juden. Ganz praktisch: Meine Gemeinde hat Kontakte mit der jüdischen Gemeinde in Herenveen, die es seit einigen Jahren dort wieder gibt. Jugendliche aus meiner Gemeinde und Jugendliche aus der jüdischen Gemeinde werden sich in diesem Jahr auch treffen. Und in diesem Kontakt lerne ich, und das sind natürlich nicht nur die persönlichen Kontakte, sondern auch die Kontakte die man mit der Zeit hat mit den jüdischen Gemeinden in Holland.

Andreas Pangritz:

Lebensverbindlichkeiten – das ist ein sehr großes Wort, eigentlich noch größer als Karl Barths „Theologische Existenz heute“. Es klingt für mich jedenfalls so; deshalb habe ich doch etwas Scheu, mich dazu zu äußern. Ich will es deshalb etwas herunterschrauben schlicht auf das, was meinen Alltag schon allein vom Zeitaufwand her am meisten bestimmt: Ich bin Hochschullehrer an dieser Universität hier in Bonn. Ich habe – außer in diesem Semester, in dem ich ein sogenanntes Forschungssemester genießen konnte – viel mit theologischer Lehre zu tun, Lehrveranstaltungen, Lehrgespräche mit Studierenden und versuche da natürlich einzubringen, was ich bei Friedrich-Wilhelm Marquardt gelernt habe, selten (obwohl das auch schon vor kam), indem seine Theologie Gegenstand der Lehrveranstaltung war, sondern eher indirekt, indem es hier und dort bei allen möglichen Themen einfließt. Oder etwas allgemeiner auch: Was nach meinem Eindruck eben leider in Bonn an der evangelischen Fakultät immer noch ein bisschen

ein Problem ist – so viele andere theologische Fakultäten haben ja inzwischen wenigstens irgendeinen Lehrstuhl oder Lehrauftrag für Jüdische Studien oder christlich-jüdische Beziehungen – hier gibt es dergleichen nicht. Und ich versuche das ein bisschen auszugleichen, indem ich gelegentlich Lehrveranstaltungen zu Themen des christlich-jüdischen Verhältnisses anbiete. Das wäre jetzt das Inhaltliche in Andeutung.

Aber mir scheint je länger je mehr zumal unter den neuen Bologna-Verhältnissen etwas anderes immer wichtiger, was viel schlichter klingt und m.E. doch vielleicht viel schwieriger ist: nämlich schlicht Nein sagen zu lernen und zu üben und mit Studierenden dies zu üben. Das ist in meiner Studienzeit noch etwas ganz Selbstverständliches gewesen. Wir haben in meiner Studienzeit an der Freien Universität Berlin schlicht Friedrich-Wilhelm Marquardt vorgeschrieben, welche Seminarthemen er im nächsten Semester behandeln soll. So etwas habe ich nie erlebt seit ich Hochschullehrer bin. Aber Nein sagen lernen auf allen verschiedenen Ebenen gerade auch der Universitätsverwaltung. Ich merke an mir selber, wie schwierig das ist in so einem Fachbereichsrat, wo man es gewohnt ist, wie im real existierenden Sozialismus Tagesordnungspunkte einstimmig zu verabschieden, weil alles vorher schon besprochen worden ist, und da vielleicht mit einer Stimme gegen den Rest zu stehen. Aber ich mach das manchmal, und manchmal ist es auch mehr als eine Stimme, die Nein sagt. Die Mehrheit habe ich auf diese Weise noch nicht bekommen, aber vielleicht kommt das auch noch mal. Wie gesagt: es kommt mir sehr wichtig vor, in unseren Strukturen dies wieder einzuüben, Nein sagen zu lernen.

Und dann vielleicht doch noch einen letzten inhaltlichen Punkt: So wie Friedrich-Wilhelm Marquardt in Karl Barths Israellehre eine Lücke diagnostiziert hat, denke ich in der Tat – das ist von anderen jetzt ja auch schon gesagt worden: Es geht durchaus auch darum, über ihn hinaus zu denken. Und wo ich jetzt in seiner theologischen Konzeption in der Dogmatik auch eine Lücke sehe, das ist nicht so sehr das, was wir gestern angesprochen haben, die politische Problematik: Wie ist das eigentlich mit dem real existierenden Israel, mit dem Nahost-Konflikt, mit den Palästinensern. Das ist auch ein Problem, aber das denke ich kann man auf der theologischen Ebene durchaus rational behandeln. Politisch weiß ich nicht die Lösung. Wo ich aber eine theologische Lücke bei Friedrich-Wilhelm Marquardt sehe, das ist, wenn ich jetzt von unseren bundesrepublikanischen Realitäten ausgehe, eigentlich das Verhältnis zum Islam. Eben nicht als Alternative zu dem, was er gedacht hat, sondern auch in dem Sinne, eine Lücke zu füllen, von der Erneuerung

des jüdisch-christlichen Verhältnisses her. Mir scheint es manchmal, dass aus jüdischer Sicht manche Varianten des Islam viel weniger ein Problem sind als manche Varianten des Christentums. Aus christlicher Sicht ist da doch noch Nachholbedarf.

Dick Boer:

Vielen Dank. Und jetzt also ist diese Frage nach der Beziehung zwischen unserer Lebensverbindlichkeit und der Theologie von Friedrich-Wilhelm Marquardt eine Frage, die ich sozialisiere, indem sie an Euch alle gestellt ist, und Ihr alle könnt Euch dazu äußern, nur der Moderator nicht. Und ich sehe euren Zurufen, Wortmeldungen, Zwischenrufen entgegen.

Gerard Somsen:

Ich hatte eine Frage aufgrund einer Erfahrung: Bei uns in Holland gibt es eine Gruppe von Leuten, die sich eng verbunden fühlen mit Israel. Die nennen sich „das andere Israel“. Wir haben da eine Frage: Gibt es also mehrere Israel? Und woran orientieren wir uns? Denn das „andere Israel“ ist eine Bewegung, die die Verhältnisse zwischen Palästinensern und Israelis versucht auf eine gemeinsame Basis zu stellen – in der Schulorganisation, in der medizinischen Versorgung, in allen Bereichen des Lebens, wo sich Möglichkeiten bieten. Gibt es so etwas auch in Deutschland?

Reinhold Boschki:

Ich möchte im Anschluss an das, was Kollege Andreas Pangritz gesagt hat, als wichtige Aufgabe für uns alle noch einmal unterstreichen, dass in den Bereichen, in denen wir tätig sind, pädagogisch, religionspädagogisch, theologisch, in Ausbildung, in Gemeinde, pastoral, wir als Konsequenz dessen, was wir von Marquardt lernen, was ich von Metz gelernt habe, wirklich versuchen sollten, die Menschen zu sensibilisieren. Zunächst uns selbst zu sensibilisieren, um dann den anderen sensibilisieren zu können für diese Aufgabe, nämlich die Verbindung des Christentums mit dem Judentum immer wieder deutlich zu machen.

Ein Beispiel dafür, eine Idee, die ich gerade teile: Wir an der katholisch-theologischen Fakultät haben im vergangenen November auch in Zusammenarbeit mit Andreas Pangritz eine ganze Woche, eine Studienwoche gemacht zum Thema „Judentum, Christentum und Erinnerungskultur“, beides zusammengespannt. Und jeder Kollege hat in seinen/ihren Lehrveranstaltungen eine Woche nichts anderes bearbeitet als

dieses Thema. Die Studierenden waren überwältigt, ganz positive Reaktionen haben wir bekommen: Nicht einer sagt mal etwas in seiner alttestamentlichen Vorlesung, und ein halbes Jahr später sagt der Systematiker was in seinem Seminar, und dann die Kirchengeschichtlerin irgendwann, sondern alle zusammen, wir als Fakultät haben gesagt: Das ist uns ein Herzensanliegen, ein ganz wichtiges Thema, und wir stellen uns diesem Thema von den verschiedenen Disziplinen her. Exegese – es gab keinen der nicht mitgemacht hat. Ich weiß nicht, wie das in anderen Fakultäten wäre, aber bei uns haben alle mitgemacht und haben eine Studienwoche gemacht. Daraus wird jetzt auch ein Buch. Und wir wollen als Fakultät – das steht in unserem Strukturplan für die nächsten 5 Jahre drin (das hört sich so sozialistisch an: wir haben jetzt Strukturpläne an der Uni), und da wollen wir dieses christlich-jüdische Gespräch, die Erinnerungskultur als Fakultät, als Forschungsschwerpunkt und als Lehrschwerpunkt erhalten.

Jetzt noch ganz kurz: Ich bin gekommen mit drei Fragen, die ich hier im Kreise von Marquardt-Kennern und -Schülerinnen und -Schülern stellen wollte: Ich habe am ersten Tag eigentlich Metzens Anfrage an Marquardt einmal gestellt. Das, was Metz in unserem Kreise immer gesagt hat über Marquardt, habe ich jetzt mal als Metz-Schüler den Marquardt-Schülern gestellt als Frage: Gibt es nicht doch bei Marquardt sublime Sinngebungsversuche im Blick auf Auschwitz? Und da habe ich eigentlich sehr intensiv gelernt, dass das nicht der Fall ist. Dass Marquardt jemand ist, der gerade diesen Sinngebungsversuchen widersteht. Das halte ich für ein ganz wichtiges gemeinsames Anliegen. Ich denke, da hat Metz Marquardt einfach nicht tief genug gelesen. Ich denke, er hat nicht alle sieben Bände gelesen.

Eine zweite Anfrage jetzt gerade aus der ganz neuen katholischen Theologie von meinem Kollegen hier an der Universität Karl-Heinz Klemke in seiner neuen Christologie, ich hatte es erwähnt am ersten Tag: Gibt es christologische Defizite in Marquardts Ansatz? Und da habe ich jetzt wiederum gelernt: Es hängt davon ab, wie wir Christologie verstehen. Wenn wir Christologie verstehen als, wie viele Kolleginnen und Kollegen es tun, ontologische, vom griechischen Denken her geprägte Seinslehre, die irgendwann mal in Chalcedon und anderen Konzilien formuliert wurde und jetzt durch die Jahrhunderte und Jahrtausende transportiert werden muss, unverändert, nur eben wieder in neuem Sprachgewand, dann kann man vielleicht sagen: Da gibt's bei uns allen Defizite, auch bei Marquardt. Aber wenn man Christologie jetzt neu versteht, auf dem Hintergrund von Auschwitz, dass sie die radikale Lehre ist von Jesus Christus dem Juden, dann ergibt sich ein neues Bild,

und dann würde ich sagen, diese Defizite sind bei anderen viel stärker zu finden als bei Marquardt. Also vielen Dank für viele Hinweise, die ich in dieser Tagung bekommen habe.

Und das letzte war die dritte Frage: Wie kann dieser Ansatz von Marquardt praktisch werden? Also diese praktische Relevanz. Sie wissen, ich bin praktischer Theologe – die praktische Relevanz von Marquardt. Da habe ich sehr viele Impulse bekommen. Das habe ich von Metz gelernt: Theologie lebt von Optionen. Also eine ganz konkrete Option. Sie wissen: Metz war sehr intensiv mit Lateinamerika, mit der Befreiungstheologie betraut. Option für die Armen, für die Ärmsten der Armen. Und wenn wir, bevor wir Theologie treiben, eine solche Option treffen, dann richtet es unsere Theologie aus. Und die Option von Marquardt, Option für den Sozialismus, geht ja Hand in Hand mit dieser Option für die Unterprivilegierten, für die zu kurz gekommenen, die am Rande stehenden. Eine ganz wichtige Option. Und die Option für Israel, eine ebenso zentrale und prägende Option, die ist glaube kaum in einem Gegenwartsansatz in der Theologie stärker ausgeprägt als in der Theologie Marquardts. Deshalb danke ich für viele gute Anregungen, danke Dir, Andreas, dass wir gemeinsam in der Denkbewegung sind und würde mir wünschen, dass die Metz-Schülerinnen und -Schüler und die Marquardt- Schülerinnen und -Schüler mehr in Kontakt sind als Metz und Marquardt es selber waren.

Dick Boer:

Vielen Dank, es gibt also deutlich Lernprozesse, die während der Tagung stattgefunden haben, was auch die Absicht war, das ist sehr schön. Weitere Wortmeldungen!

Britta Averkamp-Peters:

Mir geht es noch mal um diese praktischen Konsequenzen: Ich merke, in der Schule, da kommen bestimmte Texte an, von Metz, von Moltmann, aber Texte von Marquardt nicht. Und ich denke, das ist schade, und das fände ich schön, wenn wir es irgendwie hinkriegen könnten, vielleicht auch organisiert über Andreas Pangritz, dass man vielleicht zugängliche Texte sammelt. Texte, die auch als ein Einstieg in Marquardt zum Beispiel eine Möglichkeit wären für Studenten am Anfang des Studiums da reinzukommen. Weil, ganz realistisch, erst recht bei Bologna: Wer liest sieben Bände Dogmatik? Gerade um Traditionen zu stiften, auch zu überlegen, was man in Schule und Gemeinde machen kann, sollte man an der Stelle noch mal weiterarbeiten. Ich versuche das auch, aber ich weiß, dass ich das nicht hinkriege.

Das müsste zusammen mit anderen geschehen und ich glaube auch nicht, dass das einer mit einer Stelle an der Schule machen kann.

Gregor Taxacher:

Ich hatte gestern diese Arbeitsgruppe, die sich mit den apokalyptischen Tönen bei Marquardt beschäftigt hat. Ich will noch mal etwas dazu sagen, was ich gestern nicht gesagt habe, was etwas zu tun hat mit der Frage nach den Lebensverbindlichkeiten, also: Wie kommt man überhaupt zu so einem Thema? Es heißt im Vorwort vom 2. Band der *Eschatologie* bei Marquardt:

Christliche Theologie kann ... Bedrohungsgefühle nicht wegreden und sollte darum auch nicht über sie hinweg den Menschen einfach ihre Hoffnung bezeugen wollen. Viele erwarten zwar, daß die Kirche mit ihrer Verkündigung die Ängste vor dem Sterben und den gesellschaftlichen Entwicklungen nicht noch vertieft: man verlangt Aufbauendes von uns (und fördert uns öffentlich dafür). Vor allem mit Apokalyptischem sollen wir die Menschen verschonen: Weltuntergangs- und Weltwende-Aussichten – denn sie bedrücken nur noch mehr und schüren Unruhe, statt aushalten zu helfen.

Und das durchzieht diesen Band, finde ich. Was für mich da die Lebensverbindlichkeit dran ist, ist die Frage – und das ist eine Frage, die von Marquardt und vom 21. Jh. uns aufgegeben ist – seine Überschrift: „Was dürfen wir hoffen, wenn wir hoffen dürften?“ Was sagen wir in Kommunikation zu Menschen, die uns – z.T. mit guten Gründen – sagen, dass sie keine Hoffnung mehr haben, was bestimmte Entwicklungen angeht. Wir haben gesagt: der Sozialismus ist irgendwie weg. Wir haben eine ökologische Situation, wir haben vielleicht eine zivilisatorische Situation, bei der vielleicht viele gut informierte Menschen sagen: ich kann da nicht mehr in dieses Hoffnungsgerede – also in diese Maschinerie – Peter Eicher hat mal gesagt: „Seid Sand im Getriebe, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“ Ich habe immer den Eindruck, kirchlich sollen wir immer noch ein bisschen Öl dazuschütten, damit man immer noch denkt: Irgendwie kriegen wir das noch hin. Es könnte ja sein, dass wir bestimmte Dinge nicht mehr hinkriegen. Und ich habe den Eindruck, unsere Kirchen sind dem gegenüber völlig stumm. Es gibt diese schöne Formulierung: Wir heißen sie hoffen. Den Eindruck habe ich oft auch. Und ob diese gewagte, düstere Klammer dieses Konjunktivs, den Marquardt in seiner *Eschatologie* hat, nicht etwas wäre, an dem es sich gerade in der derzeitigen Welt lohnte weiterzudenken. Eine Anknüpfung: Ich habe mich früher, bevor ich mich mit Marquardt beschäftigt habe,

mit Bonhoeffer beschäftigt. Es gibt bei Bonhoeffer die Tradition mit dem vollmächtigen Wort, gerade in der Zwischenkriegszeit damals diese Frage, die er auf den ökumenischen Versammlungen immer gestellt hat: Wenn wir nichts zusagen haben, wäre es dann nicht besser, wir sagen nichts? Dahinter steht für mich die Frage: Was ist das vollmächtige Wort, das Kirchen, das Christen, das Theologen in so einer Situation heutzutage zu sagen hätten? Und wenn sie es nicht zu sagen haben, wäre es dann nicht besser, sie würden weniger sagen? Daran theologisch und auch kirchlich zu arbeiten. Das Thema des Gerichts, das bei Marquardt eine große Rolle spielt, diese Frage: Gibt es auch eine Situation, in der wir sagen müssen, wir sind eher in dieser Situation, wie sie uns die Gerichtspropheten vor Augen gestellt haben? Das nicht zu verbieten, das zu denken und auch als eine theologische und kirchliche Aufgabe zu sehen, das finde ich zur Zeit eine solche Lebensverbindlichkeit.

Heribert Süttmann:

Ich hatte heute morgen das Vergnügen eine halbe Stunde auf die Bonner U-Bahn zu warten, was für einen Berliner wirklich hart ist, und da konnte ich Marquardts Aufsatz „Was meint: So Gott will und er lebt?“ so ein bisschen durchlesen. Und ich hatte hier auf dieser Tagung, und davor und danach auch Gelegenheit – wenn ich über Marquardts Theologie nachdenke und über christlich-jüdischen Dialog usw., der theologische Stellenwert von Auschwitz. Und nun lese ich hier heute morgen in diesem Aufsatz von Marquardt: „Nach meiner Überzeugung geht der Judenmord unsere Lehre etwas an, weil er unser Glauben heute etwas angeht.“ Der Judenmord geht unseren Glauben etwas an. Ich hatte am Freitag schon problematisiert die Reduzierung der nationalsozialistischen Verbrechen – man müsste im Grunde genommen den Kreis noch weiter ziehen, wenn wir über den Sozialismus sprechen, auf die stalinistischen Verbrechen, aber bleiben wir mal bei den Nationalsozialisten – auf Auschwitz. Und hier wiederum die Verbrechen in Auschwitz auf die Juden. Es ist obszön, solche Sätze – und es ist nicht das einzige Mal bei Marquardt –, bei den besten Leuten des Protestantismus solche Sätze zu lesen, dass nur dann irgendwelche Ermordungen, Vernichtungen von Menschen relevant sind, wenn sie den eigenen Glauben und die eigene Lehre betreffen. Diese Zusammenhänge sind fatal und unerträglich. Und das hat dann auch konkrete Auswirkungen. Und er fährt dann fort: „Es ist alltägliche Erfahrung, die mich immer neu überkommt. Ich kann mich nicht an Amsterdam freuen an Westerbrock vorbei, – nicht an Straßburg: vorbei an Struthof, – nicht an Linz: vorbei an Mauthausen, – an München nicht vorbei an Dachau, – an Weimar nicht vorbei an Buchenwald, – an Hamburg nicht vorbei an

Bergen-Belsen“ usw. Alles Orte der Judenmorde! [Zwischenruf: Nicht nur!] Ich zitiere hier diesen Satz, wir machen hier Theologie, es geht hier nicht darum, was Marquardt sicherlich immer gesagt hat. Natürlich war er sich bewusst, dass auch andere Menschen umgebracht wurden. Aber die Sprache und diese Denkungsart, dieser Israelbezug! Diese Art von Auschwitzbezogenheit hat eine Kontinuitätslinie zu den nationalsozialistischen Polemiken, nicht nur eine Bruchlinie. Und das muss man zur Kenntnis nehmen, wenn man zur Sache denken will. Und ich würde vorschlagen, es wäre nicht das schlechteste, wenn es einen christlich-jüdischen Dialog geben würde zum Beispiel über die Frage: Was bedeutet Hadamar für uns? Oder was bedeutet Pol Pot für uns theologisch? Das wäre eine vernünftige Weise, die Christen und Juden bearbeiten könnten.

Dick Boer:

Heribert, was Du sagst, da ist viel dran. Das einzige, wo ich immer Sorge habe, ist, dass gerade eine Theologie – ich meine jetzt nicht nur Marquardt, der nun in der Beziehung, dass man tatsächlich auch andere hört, dass man Dinge sieht, die auch die herrschende Struktur nicht sehen will und verdrängt, der das thematisiert –, dass nun gerade diese Theologie droht, ein bisschen in Verruf zu geraten. Dass ist ein bisschen vergleichbar mit dem, was Barth passiert ist: Als man feststellte, dass Barth sich ziemlich harsch antijudaistisch äußern konnte – das ist auch wichtig das man das festgestellt hat –, ist es in den Niederlanden passiert, dass er nun als der meist antijudaistische Theologe der Geschichte des 20. Jh. gilt. Und das ist, denke ich, nicht gut.

Gerhard Jankowski:

Rein zur Praxis: Man kann ja berechnen, wann Paulus geboren ist. Das ist geschehen jetzt, und es ist ein Paulusjahr ausgerufen worden. Das ist für die katholischen Gemeinden problematisch: Was machen wir da eigentlich, beten wir da um den absoluten Ablass, den wir kriegen können, der ja auch gleichzeitig damit verbunden ist – oder beschäftigen wir uns mit dem Mann? Es gibt dann die Möglichkeit, ein großes Paulusoratorium aufzuführen, wenn man das Geld hat, oder es gibt dann die Möglichkeit, in die Gemeinden hinzugehen. Und es gibt gute Mitarbeiter bei der katholischen Erwachsenenbildung, die sagen: Komm doch mal und hilf uns dabei! Und das nehme ich jetzt schlicht und einfach wahr. Und das sind manchmal nur 15 Leute und manchmal fünf. Aber es lohnt sich, dann etwas von dem zu vermitteln, was man über Paulus aus unserer Sicht zu sagen hat.

Das zweite hat etwas mit dem Thema Sozialismus zu tun. Ich bin pensioniert und habe viel Zeit, auch praktisch was zu tun, und arbeite mit in einem Projekt, das nennt sich „Hilfe zur Arbeit“, mit Leuten, die wieder an Arbeit gewöhnt werden sollen. Wir betreiben da ein großes Warenhaus, in dem Sachen verkauft werden sollen, die aus Haushaltsauflösungen kommen, und ich betreue da das Antiquariat. Aber ich nehme das wahr, mit den Menschen zu sprechen, die völlig verunsichert sind, nicht weiter wissen, wenn dann wieder mal für vier Wochen Hartz IV ausfällt, und man hat fünf Kinder, wie soll man da weiter überleben? Und so in den Gesprächen einfach zu versuchen, zu lernen, Widerstand wieder mit denen zu erwecken. Das ist mir wichtig, das zu stärken und ganz unten anzusetzen. Das ist eine Frage der Organisation.

Michael Schäfer:

Ich bin Pfarrer hier im Bonner Norden, und ich wollte ein paar praktische Sachen sagen, die mir so aufgefallen sind. Das eine ist die Demo gegen die Nazis gestern – Herr Boschki war auch dabei. Da sind Sozialisten, die sich auch so genannt haben, noch mal aufgetaucht. Also es gibt sie noch. Und eine von denen war eine ehemalige Konfirmandin von mir, die gesagt hat: Sie findet es toll, dass ich dabei bin. Und von daher habe ich gedacht: Wir sollten die Verbindung nicht abreißen lassen. Es ist schon auch gut, mit den Leuten in Verbindung zu bleiben. Es gibt Themen, die wir gemeinsam haben.

Das andere ist: Ich fände es auch toll, wenn mal so etwas stattfände wie „Universität in der Gemeinde“. Sprich: evangelische Halacha, also Lehrhaus in der Gemeinde. Die Leute haben ihre Fragen und zwar genauso dezidierte persönliche und gesellschaftspolitische Fragen, wie wir sie alle auch haben. Aber man könnte es auch vor Ort besprechen. Die Idee könnte sein: Studenten, Hochschullehrer, die auch die Praxis suchen, mal in die Gemeinden einzuladen und zu sagen: Laßt uns da mal was machen!

Ich möchte noch etwas sagen, was auch zu den Verwirklichungen zählen könnte: Wir müssen auch kirchenpolitisch unglaublich aufpassen. Bei Marquardt lerne ich, dass es eine Zerbrechlichkeit gibt, dass es nicht so einfach ist, irgend etwas zu behaupten. Und kirchenpolitisch erlebe ich eine große Profilierungssucht, eine große Sicherheit darin, was behauptet werden kann. Da sehe ich eine große Kraft bei Marquardt darin, auch mal zu sagen: Wir müssen auch verunsichern, auch mal Sand im Getriebe sein.

Zur Umsetzung des Rheinischen Synodalbeschlusses: Ich sehe, was das Rheinland angeht, dass der bröckelt. Das ist nicht mehr so ganz klar bei allen. Es wird immer wieder auch von Judenmission geredet, und da (finde ich) sollte man auch noch mal genauer hinschauen.

Und das Lernen am jüdisch-christlichen Dialog für den christlich-muslimischen Dialog halte ich auch für sehr wichtig. Von daher finde ich das gut, dass Sie, Herr Pangritz, das noch einmal aufgenommen haben.

Und jetzt möchte ich gerne mal einen Striptease sehen: ich würde das Taufhemd gerne mal sehen.

Han Dijk:

Ich arbeite mit unterschiedlichen Leuten und Gruppierungen zusammen unter anderem in einem interreligiösen, interkulturellen Projekt – lass es von zwei Seiten kommen –, wo wir versuchen im Stadtteil eine Art von Zusammenleben zu kriegen, was auch hält gegenüber aller Art von Gegensätzen und Schwierigkeiten. Und für mich ist zumal diese Art von Arbeit, und daneben machen wir auch z.B. Trauerverarbeitungsgruppen, dabei hilft Marquardt mir, soviel wie möglich von anderen aus zu denken und zu leben und zu praktizieren. Von anderen, die es schwierig haben im Leben, in welcher Art und Weise auch immer, ob das nun gesellschaftlich ist, wie die türkischen und marokkanischen Mitbewohner in unsrem Stadtteil ständig stigmatisiert werden und mit allerhand Aussagen konfrontiert werden, die denen wohl ab zu wirklich aus dem Hals kommen müssten, obwohl sie sich eigentlich ruhig verhalten demgegenüber. Aber das sind Leute, die empfinden das als autochtone Mitbewohner im Stadtteil, als Leute, die anders sind, davon muss man ausgehen. Oder Leute, die allerhand Sorgen haben, weil sie ihrer Partner verloren haben oder ihren Sohn oder ihr Kind. So. Und in diesem Ganzen, das ist auch wichtig, was Marquardt mir zu bedenken gibt, dass darin auch Bibellehrhaus und Kirche- und Israel-Arbeit gemacht wird. Wir versuchen das miteinander zu verbinden. Und ein wichtiger Gedanke, den Marquardt mir darin gibt und mich ständig begleitet, ist der Gedanke, dass Kirche nicht eine Zentrumsposition hat, das man nicht von Kirche aus denken muss ständig, sondern auch da von anderen aus denken muss, dass Kirche ein Teil der Bevölkerung ist. Kirchenmitglieder sind Stadtteilmitglieder, so wie die anderen das auch sind. Als Ausgangspunkt erst einmal, und natürlich haben sie eigene Fragen, die kirchliche Verantwortung mit sich bringt, in diesem Kontext zu stellen. Das ist für meine Arbeit so, dass Marquardt

unwahrscheinlich hilfreich ist für mich, praktisch, und ich hab ihm mal darüber geschrieben, und er hat mir auch zurückgeschrieben, dass er das auch empfindet: So etwas möchte ich auch weiterdenken – er hatte aber dazu keine Zeit, keine Lebenszeit mehr, leider – also, diese Lebensverbindlichkeit den Armen gegenüber weiter auszuarbeiten. Für mich persönlich, und dann kommt es auf Sozialismus: Alles was zu tun ist an gesellschaftlicher Arbeit im Moment, Aktionen usw., ist für mich verbunden mit Sozialismus, noch immer, und das bleibt für mich so. Ich bin da ganz einfach. Was weiter darin für mich noch mal wichtig ist, ist, dass Marxismus für mich ein sehr brauchbares analytisches Instrumentarium ist, womit nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in Richtung Zukunft gut gearbeitet werden kann, natürlich nicht ganz und gar, es muss neu durchdacht werden, aber für mich finde ich da auch bei Marquardt eine ganz gute Unterstützung.

Anke Wolff-Steger:

Der Weg geht vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Partikularen zum Universalen, das hat Frans Breukelman gelehrt, das findet sich bei Marquardt, und wenn Auschwitz genannt wird, sind für mich alle Verfolgten genannt. Ich bin seit 25 Jahren Pastorin und habe es eigentlich nur in einer Gemeinde mal mit Menschen zu tun gehabt, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft verfolgt gewesen sind und auch Angehörige beklagt haben. Und trotzdem ist mir diese Theologie unheimlich wichtig gewesen und immer noch wichtig, weil sich darin fokussiert, was Menschen einander antun können. Ich war jetzt Jahre Jugendpastorin und hatte noch das Glück, viele Augenzeugen mit meinen Jugendlichen besuchen zu können. Und das ist etwas, was sie unheimlich berührt hat, wenn Menschen in Israel oder in Polen erzählt haben, was sie in dieser Zeit erlebt haben. Ich habe noch immer hauptsächlich Beerdigungen von Menschen, die den Krieg erlebt haben. Und dieser Krieg ist immer ein ante es post. Da fokussiert sich alles drin. Ich habe vielleicht jetzt im Norden mal Beerdigungen von Menschen, die nie von ihrem Flecken weggekommen sind, wo morgens die Sonne aufging und abends wieder unter, und ansonsten haben sie die Kühe gefüttert. Aber da könnte ich vielleicht zwei oder drei nennen von denen. Ansonsten kommt diese ganze Verfolgungsgeschichte zum Ausdruck, die dieser Krieg ausgelöst hat. Und ich möchte kein Schicksal mit dem anderen vergleichen und auch nicht sagen: Das ist aber genauso schlimm wie das, was die Juden erlitten haben. Nur: Wenn ich Auschwitz höre, weiß ich was Menschen Menschen antun können. Und das ist mir in meiner Seelsorge einfach wichtig geworden, und das hat mir die Ohren geöffnet, und man merkt es ja: Je älter Menschen werden und je weiter

wir vom Krieg weg rücken, kommen jetzt auch die ganzen Geschichten raus, die diese Menschen da in Ostpreußen erlebt haben und an anderen Orten, und wir müssen uns als Pastoren mit den Ängsten und den schlechten Träumen, die diese alten Männer und Frauen noch haben, auseinandersetzen. Dafür muss ich sensibel sein. Also: vom Besonderen zum Allgemeinen. Und ich hasse Predigten (das habe ich von meinem Mann gelernt), wo immer dann zum Schluss die hungernden Negerkinder in der Dritten Welt kommen: Nachdem man die Juden erwähnt hat, denen man was Schlimmes angetan hat, dann kommt das auch noch, immer dieser Rundumschlag.

Noch etwas zum Praktischen: Wir haben in Nordelbien seit 15 Jahren – das war so schön – als ich da hinkam, ich musste Berlin verlassen – fand ich Marquardt dort vor. Jedes Jahr oder alle zwei Jahre kam er da hin, las mit Pastoren seine Dogmatik. Wir sind da bis zum letzten Band gekommen. Und das war unheimlich schön, eine Woche lang, und die Pastoren haben sich das zugemutet, und wir haben auch nicht immer alles geschafft. Also vielleicht sollte man so etwas einfach mal wieder machen, einbauen in die Fortbildung der Pastoralkollegs. Ich glaube, Pastoren haben fast schon wieder mehr Zeit als Studenten. Als ich da mal mit so einer Studentin sprach, wie die heute studieren müssen, kriegte ich ja wirklich schon fast einen Horror ... Also einfach mal Pastoralkolleg: Wieder mal Dogmatik lesen, die von Marquardt – das tat unheimlich gut. Und vielleicht gibt es da ja auch von der Bonner Uni Unterstützung oder von anderen Orten.

Eine andere Sache, noch mal ein Vorschlag: Vielleicht sollten wir die Verbindung Holland-Deutschland doch mal wieder ein bisschen verstärken. Wir waren mit unserem Pastorenkonvent in Amsterdam und haben uns mal von Amsterdamer Pastoren erzählen lassen, dass sie sich den ganzen Freitag frei nehmen, um ihre Predigt vorzubereiten, und wie sie das machen. Und Karel Deurloo war da und hat denen mal wieder was Hebräisches vorgelesen. Und seit dem machen wir bei unserem Pastorenkonvent eine Stunde Bibelarbeit. Es gibt eine gewisse Inspiration, die immer noch auch von der „Amsterdamer Schule“ ausgeht. Vielleicht muss man da einfach viel weniger an das Praktische denken und sagen: Wir müssen Inspiration geben. Inspiration gibt, denke ich, doch die Auseinandersetzung mit der Schrift, die Auseinandersetzung mit dem, was man von Marquardt gelernt hat, was Marquardt ja auch bei uns zusammengebunden hat von der „Amsterdamer Schule“. Was wir in Nordelbien auch machen: Bis zum letzten Jahr kam Chana Safrai auch und hat mit den Pastoren neutestamentliche Texte ausgelegt. Das war auch eine große

Inspiration. Also da vielleicht auch noch mehr sich austauschen: Was habt ihr ausprobiert, wen kann man fragen, wer hat Zeit, wer macht so etwas?

Dick Boer:

Es wurde uns Niederländern ein Kompliment gemacht.

Peter Winzeler:

Ich wollte nochmal das Stichwort Sprachkritik aufnehmen, das Heribert einbrachte. Friedel Marquardt hat ja auch an Karl Barth Sprachkritik geübt, und gerade bezüglich der Differenzierung von Israel und Kirche und der Verhältnisse, die da sind. Und von daher nehme ich diesen Hinweis dankbar auf, also ich muss mich auch kontrollieren: Auschwitz ist nicht identisch mit Schoa, die Schoa nicht identisch mit Auschwitz. Israel ist auch nicht identisch mit dem Judentum, die zwölf Stämme Israels sind nicht identisch mit dem, was da später in der Synagoge weiterlebt. Was vielleicht ganz wenige wissen, ist, dass Paulus sich als Benjaminit verstand und nicht als Judäer im strengen Sinn. Benjamin war der letzte Rest des alten Israel, und die anderen Stämme sind eigentlich untergegangen. Benjamin ist der erste geborene Palästinenser. Von den Söhnen Jakobs wird nur Benjamin in Palästina geboren. Warum eigentlich hat noch nie – also das wäre jetzt ein Vorschlag an Marquardt gewesen – warum hast du nicht Benjamin und Rahel, die um ihre Kinder weint, zum Grund einer Identifikation mit palästinischer Befreiungstheologie gemacht? Damit hätte er dem Ganzen eine ganz andere Wendung, einen anderen Pfiff geben können. Ich glaube, solche Fragen dürfen wir stellen und müssen wir vielleicht auch stellen.

Ute Gniewoß:

Ich wollte etwas sagen zu der Frage Lebensverbindlichkeiten: Also ich bin in einer Kirche aktiv, die sich ständig von ihrer eigenen Wichtigkeit überzeugt. Und ich habe von Marquardt gelernt, dass man zu der Erfahrung der Fremdheit stehen kann, dass das sogar sehr heilsam sein kann, und ich merke, dass es mich in meinem Kontext, der ein kleinstädtischer ist, wo man von jüdisch-christlichem Dialog keine Ahnung hat und über Sozialismus auch nicht spricht – dass es da heißt, sich an die Seite der Fremden zu stellen, also Fremdheit ganz bewusst mit Fremden auszuhalten. Und in meiner Wirklichkeit heißt das, mit einem massiven Rassismus konfrontiert zu sein, und ich will das einfach noch mal deutlich sagen: Was sich in der ehemaligen DDR zum Teil abspielt, ist eine Katastrophe. Wie die NPD-Zuwächse sind und wie Jugendliche nicht mehr erreicht werden außer von solchen Leuten, fordert sehr heraus. Und in diesem Zusammenhang ist mir deutlich – das ist mir jetzt auf der

Tagung auch noch einmal wichtig geworden – das Stichwort Halacha. Also dies, auch mutig zu fragen: Was sollen wir tun? Das ist innerhalb der Kirche nicht en vogue. Man möchte eher dafür gestreichelt werden, wer man ist und sowieso schon ist. Aber das: Was sollen wir tun? Was müssen wir jetzt tun? mutig weiterzufragen, ist mir jetzt noch mal wichtig geworden auch auf der Tagung.

Bertold Klappert:

Ich möchte noch mal von der Hochschule aus eine ganz praktische Frage stellen und Anregung geben. Das ist bereits hier gemacht worden: Wenn wir jüdische Gastprofessoren in Wuppertal haben, und das haben wir glücklicherweise noch alle zwei Jahre, das finanziert auch die Kirche aufgrund des Rheinischen Beschlusses, dann fehlt uns im Hinblick auf Marquardt eine Auswahl repräsentativer Texte seiner siebenbändigen Dogmatik. Und ich würde sehr dafür plädieren, dass wir in der Linie dessen, was Coen Wessel gemacht hat, vielleicht mit Ihrer Hilfe oder sogar, dass wir diesen Band auch nehmen, als eine Vorlage haben, mit denen wir in Seminaren und auch im Predigerseminar mit solchen Texten arbeiten können. Das ist für die Fortschreibung der Theologie von Marquardt sehr, sehr wichtig.

Dick Boer:

Das ist ein sehr schöner Abschluss der zweiten Gesprächsrunde, weil wir jetzt zum dritten Punkt übergehen, und das geht gerade um die Frage: Wie geht es weiter mit dem Projekt Marquardt? Dazu gebe ich das Wort Andreas Pangritz.

Andreas Pangritz:

Ich nutze die Situation leninistisch aus, indem ich auch noch mal etwas Inhaltliches nachtrage: Also mir hat sehr gut gefallen – das war vielleicht ein Versehen, nein das war bestimmt kein Versehen – Anke, als du etwas Praktisches gesagt hast, da kam dieses Beispiel: eine Stunde Bibelarbeit und du hast es kommentiert: Gelegentlich muss man auch mal weniger ans Praktische denken. Also eine Praxisempfehlung, weniger an Praxis zu denken, das finde ich ein wunderschönes Paradox. Und dazu fällt mir ein, es gibt, wenn ich das richtig weiß, so eine rabbinische Diskussion auch darüber, ob es wichtiger ist, die Tora zu tun oder die Tora zu lernen. Und das fällt mir dazu ein: Manchmal kann es wichtiger sein, die Tora zu lernen, aber man kann es letztendlich nicht gegeneinander ausspielen.

Dann wurde der Rheinische Synodalbeschluss angesprochen, die Frage der Judenmission, die doch wieder hochzukommen scheint. Also es ist zur Zeit in dem

Ausschuss „Christen und Juden“ im Rheinland, in dem ich Mitglied bin, auch in Arbeit eine neue Stellungnahme genau zu diesem Punkt, die das nochmal bekräftigen soll, dass mit dem Synodalbeschluss die Judenmission abgelehnt wird. Dass das noch mal unterstrichen und weiter begründet wird.

...

Rudolf Weckerling:

Liebe Mitgruftis und liebe mit der späteren Geburt Gesegneten! Für mich ist diese Tagung von sehr persönlicher Bedeutung geworden. Ich habe die letzten Jahre eigentlich auf dieses Datum hin gelebt und habe auch versucht, einen Mini-Beitrag zu geben. Friedrich-Wilhelm Marquardt ist mir 1957 begegnet als Studentenpfarrer an der FU und im Unterwegs-Kreis. Der Unterwegs-Kreis war schon älter, seit 45, aber er war bald eine beherrschende Figur. Als wir einmal Mittagessen zusammen hatten, hatte ich das Gefühl, ich sitze einem Menschen gegenüber der aus allen Nähten platzt mit Gedanken, mit Visionen, mit Plänen. Und ich habe mich damals nicht getäuscht. Wir haben in der ESG wunderbar zusammengearbeitet, wir haben Freundschaft geschlossen, auch natürlich mit Dorothee und mit meiner verstorbenen Frau Helga. Und wir haben seine Seelsorge empfangen, und er hat mich auch getröstet, wenn wir ehrliche Konflikte hatten. Und wenn meine Frau mit Recht sehr böse auf mich war, dann hat sie gesagt: Du Kolporteur. Und das habe ich Friedel mal erzählt, und dann fand ich plötzlich zu Weihnachten in der Jungen Kirche einen Beitrag: Lob der Kolporteurs. Und da ging es um die Auslegung des Textes: Wie lieblich sind die Boten, die Schalom verkündigen (Jes 52). Und in diesem Sinne möchte ich hier meinen Dank sagen für diese Tagung, für alle, an der Spitze unser Andreas und für alle, die ihm geholfen haben. Dass diese Tagung zu Stande kam und so verlaufen durfte hat, ist für mich ein spätes, aber wirklich gutes Geschenk. Und so bitte ich, dass wir auseinandergehen als Kolporteurs, die den Frieden, den Schalom und die Gerechtigkeit und die Ermutigung überall, wo wir hinkommen, verbreiten, an unserem Ort. Von Friedel habe ich gelernt: Es ist ja ein Gottesname, der Maqom heißt, ein Ort. Und wo wir sind, ist er auch, der Adonai, präsent und will uns inspirieren, dass der Geistbraus uns nie verlässt. Danke.

Dick Boer:

Mit diesem schönen Schlusswort des Kolporteurs Rudolf Weckerling ist diese Tagung zuende. Ich habe übrigens verstanden, dass wir jetzt unbedingt eine nächste

Tagung planen müssen, weil es offenbar Dich am Leben hält. Und weil wir das sehr wünschen, ist es jetzt ein Auftrag geworden.

Jetzt traue ich mich doch zu fragen: Was hätte Friedel Marquardt zu unserer Tagung gesagt? Und ich denke, dass es ihn gefreut hätte, wie wir hier zusammen waren. Und vermutlich hätte er am Ende gesagt: Sei ein Mensch und folge mir nicht nach – was meiner Meinung nach auch die Freiheit bedeutet, ihm nachzufolgen.

(Transkription: Wiebke Dittmer, redigiert von Andreas Pangritz)